Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 17 (1927)

Heft: 3

Artikel: Beethovens "Unsterbliche Geliebte"

Autor: H.C.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-633913

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

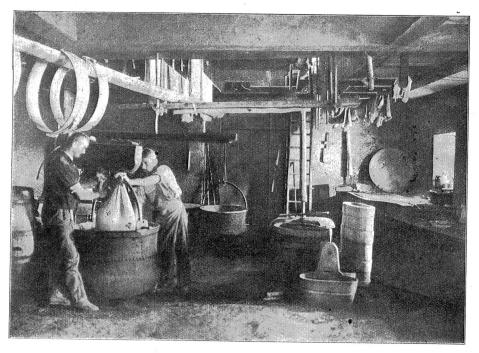
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



In der Sennhutte. Studie aus dem Simmental. - Phot, Muller, Zweisimmen.

wollen nicht vergessen sein, und erst einmal hier, lodt es den Sportfreund hinauf auf die herrlichen Hahnenmöser, um von dort aus das Eldorado der Wintersportler: Abelboden zu erreichen. Dort können die Menschlein die Nase tief in die herrliche Natur hineinsteden und von Sti= und Schlittensfahrten ihr Erleben mit hineinnehmen in den Alltag, die Arbeit.

Aber auch das Randertal möchte nicht zurückstehen, bereits ist Randersteg mit in die Reihen der ersten Winter= furorte getreten; denn auch dort bieten sich prächtige Gelegenheiten, den edlen Sport zu pflegen. Wer aber kennt nicht das Gehiet des Gehrihorns und das Idnil des Kien = tals: die Griesalv mit ihren weiten Alpweiden? Da wohnt die Freude zur Winterszeit und Hunderte, Tausende sind's, die dort Gesundheit trinken. Wohl die schönsten Wintersvortpläte finden wir aber zu Füßen oder gegenüber dem Firnendreiflang Eiger, Mond, und Jungfrau. Den ersten Blat nimmt hier wohl Mürren ein. Die ausgezeichnete Lage der Empore, die wunderbaren landschaftlichen Reize der Berge und der Wälder und die klimatischen Vorzüge und nicht aulest die gute Zugänglichkeit haben bem Ort, wie auch Lauterbrunnen zu seinen Füßen, einen recht lebhaften Winterverkehr gehracht. Es wäre eine Sünde, wenn mir die weiten Wehiete der Wengernalp vergessen würden, und gar Wengen, das Hochplateau im Angelicht der Rönigin Jungfrau. Die Sportverhältnisse sind hier pormaliche. Dem Dauerfahrer steht das ganze Gehiet der Wengernalphahn offen und bei der Station Rleine Scheibegg herrscht zur Winterszeit ein Tummeln, das beinahe mit dem Sommer wetteifern kann. Von dort lassen sich ganz wunderhare Abfahrten ausführen. wovon eine der herrlichsten die nach Grindelwald, dem Gletscherdorfe, ift. In ein unveraleichlich erhabenes Gebiet führt die Jungfraubahn den Stifahrer. Bon Station Jungfraujoch bringt er mit Leichtig= feit in die Wunder des Hochgebirgs ein. Grindelwald ist ein wahres Winterparadies! Was das heißt, wird erst der erfahren, der einmal einen Bergwinter dort oben verlebt hat. Immer und immer wieder wird es ihn hinaufziehen und locken und nie wird das Herz Ruhe finden, bis es wieder Wahrheit geworden ist: Auf zum Wintersport ins Berner Oberland! Er kann uns allen zu einem Gesundbrunnen für Leib und Geele werben.

# Beethovens "Unfterbliche Geliebte".

"Meine unsterbliche Geliebte", nannte sie Beethoven in den drei Briefen, die nach seinem Tode zussammen mit dem Bild dieser Frau im Schreibtisch gefunden wurden. In ihnen klingt die ganze Tragik seines aussichtslosen Kampfes um ihren Besith, die Bereinsamung seiner Tage ohne sie, der dumpke Heroismus seiner Entsagung nach. "Meine unsterbliche Geliebte."

Wie vieles hat die Nachwelt dieser Geliebten, die ein hartes Schicksal dis in den Tod hinein verfolgte, und der heißen Liebe, die sie entfachte, zu verdanken. Wie viel Grobes aber auch ihren Tränen und Leiden.

Therese Brunswif, eine unsgarische Gräfin, war Beethovens Braut. Sie war die Tochter eines hohen Staatsfunktionärs, der starb, als sie in den Mädchenjahren stand. Ein frühreifes Kind, das mit 11

Jahren vor dem gesamten Adel Budapests ein Klavierstonzert mit Orchesterbegleitung spielte, und in diesem Alter zusammen mit den Brüdern eine "Platonische Republit" gründete. Therese hörte, als sie 21 Jahre alt war, Beethoven in einem Konzert in Best spielen. Einige Jahre später versmochte sie ihre Mutter und die beiden Schwestern zu bewegen, eine Reise nach Wien zu unternehmen, um durch Beethoven eine Korrestur ihres Klavierspiels zu erfahren. In den 18 Tagen ihres Wiener Ausenshaltes gab Beethoven der damals Fünsundzwanzigiährigen nicht weniger als 16 sehr ausgedehnte Stunden. Für ein in einem spikenverzierten Blusenstreisen bestehendes Geschent revanchierte sich der Melodie mit sechs vierhändigen Bariationen über Goethes "Ich denke dein" und eine Melodie auf Matthisons "Adelaide" schrieb. "Damals ward mit Beethoven innige, herzliche Freundschaft geschlossen, die die das nein Lebensende dauerte", schrieb Therese in ihren Memoiren.

Zehn Sahre später kam Beethoven wiederum nach Ofen und Martonvasar, wo Theresens Bruder ein Gut besah. Der kleine Kreis der "Platonischen Republikaner" bepklanzte einen runden Platz mit hohen Linden, deren jede den Namen der Beteiligten trug. Auch Beethoven erhielt seine Linde, zu der Therese später immer wieder eilte, wenn ihr schwer ums Herz wurde. Unter diesen Linden verlobten sich Therese und Beethoven und schwuren sich ewige Treue. Aber er war arm und sie nicht reicher und zudem empkand er schon damals seine Taubheit. Beethoven suchte und suche nach einer fixen Anstellung und hoffte stets, dank seines im Aussland erwordenen Ruhmes eine solche zu finden, jedoch vergeblich. Die Taubheit wurde immer größer und erschwerte den Berkehr immer mehr.

Therese besuchte Bestalozzi in Vverdon, um sich zur Bädagogin auszubilden. Dort fand sie, wie sie in ihren Memoiren schreibt, das erlösende Wort: "Man muß auf das Volk einwirken." "Bon diesem Augenblick an hörte, wie sie erzählt, jede egoistische Selbstbildung auf. Den Volksmassen gehört von nun an all meine Kraft, meine Zeit und der kommenden Generation meine Liebe."

Beethoven pflegte mit Theresens Bruder Franz, dem Begründer des "Neuen königlich-städtischen Theaters", treue Freundschaft. Zur Eröffnung dieser Runststätte komponierte Beethoven ein Festspiel, "Die Ruinen von Athen" und entfachte einen wahren Jubel unter den Zuhörern. Von

dem Liebesintermezzo, das nach der Aufführung im Theater zwischen Beethoven und Therese war, weiß man nicht viel. Es ist aber ziemlich gewiß, daß die beiden sich damals zum

lettenmal saben.

Therese wartete und wartete, und vergrub ihren Liebes= fummer in die Sorge um die Erziehung ihrer Schwester= kinder. Beethoven starb unverehelicht im selben Jahr wie Pestalozzi und Theresens Bruder. Mit Therese ging mit dem Tode dieser drei Personen eine große Wandlung vor. Nichts band sie mehr an ihre Vergangenheit; sie widmete sich nunmehr gänzlich den Kindern und gründete ein Kinder= heim nach dem andern im Geiste und Sinn Bestalozzis. Dem ersten, das in Budapest erstand, wurden enorme Schwierigkeiten bereitet; mehr Glud hatte Therese mit den Kinderheimen in Wien und Bagern. Therese Brunswif wurde eine Pionierin Pestalozzis, in dessen Geist sie bis an ihr Lebensende wirkte.

Wann Therese starb und wo sie begraben liegt, weiß man nicht genau. Sie starb hochbetagt, arm, verlassen. Bielleicht ruht sie bei den Linden von Martonvasar, die "unsterblich Geliebte", die in Tat und Wahrheit unsterblich wurde durch eine hoffnungslose und entsagungsreiche

Liebe.

## Berawald im Winter.

Ich wandre durch des Bergwalds heilig-stillen Berschwiegnen Dom, auf Stiern, traumumfangen, Sin zwischen ernften Bäumen, ichneebehangen, Und fühl' des Friedens Strom mein Berg durchquillen.

Rein Laut durchbricht der Ruhe suges Weben, Ringsum ist Stille, frosterstarrtes Schweigen. Der Tannen tiefverschneite Aeste neigen Demutsvoll über mir sich, stumm, ergeben.

Der Morgensonne goldne Strahlen flimmern Bernieder in des Tannenwaldes Dunkel, Auf allen Zweigen sprüht ein Sterngefunkel, Der ganze Wald, ein Leuchten, Glänzen, Schimmern.

Wie schön das ist, so fern von all' den andern, Mit leichtbeschwingtem Fuß dahinzugleiten Auf Silberpfaden in die fernen Weiten, D fel'ge Luft, o wundersames Wandern!

D. Braun.

## Gewißheit.

Johann Anker saß ein erstes Mal nach langen, schweren Krankheitstagen wieder auf der fliederbeschatteten Gartenbank. Aber das Gespenst Tod lauerte im finsteren Türminkst. winkel und weidete sich an den aufflackernden Lebenshoff-nungen des Kranken wie ein Raubtier, das die Flucht eines scheindar freigelassenen Opfers mit lüsternen, sieges= gewissen Bliden verfolgt.

Neugierige Berwandte kamen und Bekannte mit Auslprüchen des Bedauerns, die beinahe wie verhaltene Schadenfreude klangen. Worte wie "Martinssommer" und "lettes Aufflammen" fielen, und eine Nachbarin hörte er am offenen Fenster jammern: "Der treibt's nicht mehr lange ..., und war so ein stämmiger, flotter Mann ..., da sieht man's wieder ..."

Er mußte Gewißheit haben und bat den Argt, der

abends an sein Lager trat, um eine offene Erklärung. "Suchen Sie den Garten auf, solange Sie Kraft dazu haben", erwiderte er, "und übrigens, es können auch Wunder passieren, wer weiß!"

Der Kranke wußte genug; denn der Arzt war ver-

wünscht tüchtig in der Prognose.

Grausame Gewißheit! Johann Anter hatte ichon etwa vom Sterben gesprochen, aber ftets mit dem frevlen Glau-

ben, noch lange nicht so weit zu sein. Run galt es, die kost= bare, furze Zeit mit dem Ordnen und Sichten der wich= tigsten Angelegenheiten wertvoll zu gestalten. Er sah noch Berge von Arbeiten und Pflichten vor sich. Die fleinste Mühe verursachte ihm die Stelle, die er vor seiner Erfrankung inne hatte. Es bewarben sich seinerzeit fünfzehn Ersahleute darum, und nun hatte sich der Stellvertreter schon so eingearbeitet und angepaßt, daß Johann bloß mit drei Sähen zu erklären brauchte, er werde die Stelle nicht wieder besetzen können, — und jener war der glüdlichste Mann des gangen Städtchens.

Da war noch die Abfassung des Testamentes. Klavier und Bioline, seine Lieblinge und Trofter, sollten der Schwefter und dem Schwager zugeschrieben werden, das Wohn= mobiliar dem Bruder. Gerne hätte er sich einen stillen Winkel des Zimmers als Wohnstätte ausbedungen, um auch nachher, im Polstersessel ruhend, das edle Adagio und das fromme Ave Maria anzuhören. Nachher — unsinnige Wahnsgedanken! — als ob es ein Nächher für ihn gäbe unter diesen, seinen eigenen Besitztümern, mit denen seine Erins nerungen so verwachsen waren, daß er sich all das ohne sein Dabeisein gar nicht denken konnte. Aber auch damit mußte gebrochen werden. Eines Morgens entdedte er, daß seine alte Klavierlampe durch ein funkelneues Leuchterchen erfett worden war. Der Bruder hatte die Gartenmöbel anstreichen lassen, und was war natürlicher als das, auch die Bank des kranken Bruders mit der nämlichen Farbe zu verseben! An seinem Bücherschrant wurde ein Schloß ausgebessert und geölt, ganz nebenbei und unauffällig natürlich. Und die lieben Nächsten überboten sich mit Zärtlichkeitsbezeugungen ihm gegenüber. "Wer weiß, wie lange wir ihn noch unter uns haben durfen", hörte er etwa fagen. Solche Ueberfreundlichkeiten waren eines noch viel größeren Erbes würdig gewesen. Den Bunsch, eine stille Ede für

"nachher" zu haben, schlug sich Johann aus dem Sinn-Nun erschienen ihm noch sonst große Mengen von Plichten und unerläglichen Forderungen. Gleich den Schollen des Eisganges, die sich um einen ausgesetzten Brüdenpfeiler scharen, türmten sie sich vor ihm auf. Nach langem Ueberlegen und Nachsinnen öffnete Johann den zweitörigen Schrant, ber ihm als Archiv gedient hatte, und bann ließ er sich zwei leergeräumte Tische zurechtstellen. Er wollte den ganzen Schrankinhalt so ordnen, daß auf den großen Tisch die wichtigen und auf dem Tischen die unwichtigen Papiere und Gegenstände zu liegen tamen. Was Ballaft war, mußte ausgeschieden werden. Nachdem er die Arbeit beendigt und alles wertlose weggeräumt hatte, durchging er in Muße die auf dem Tische zurückgebliebenen Briefe, Adressen, Andenken und Wertpapiere nochmals. Plöhlich stahl sich ein flüchetiges Lächeln in das ernsthafte Gesicht. War es Spott? War es Bitterkeit? Unwillkurlich las er halblaut die Ropie

eines Geschäftsbriefes:

"Sehr geehrter Herr Berwaltungsrat!

Ihre geschätzte Zuschrift vom 26. ds. ist in meinem Belike. Mit einigem Befremden entnahm ich ihr, daß Sie meinen Ausführungen gegenüber eine ablehnende Saltung anzunehmen belieben. Gestatten Sie mir aber...

"Lächerliche Kriecherei", brummte er, "so einem halbintelligenten Broten so untertänig zu schreiben. Aber die Furcht vor der Macht seines Geldvermögens! Dieses einzig sicherte ihm den hohen Posten. Und wir alle friechen por ihm, der Geschäftsführer, ich, wir alle. Und wer sich des Gegenteils rühmt, der friecht im geheimen nur um fo mehr. Lächerlich!"

Und er zerriß die Ropie in kleine Feten. Das hatte nun ein Ende. Wer hinderte ihn daran, jest ehrlich und offen sein zu durfen? Rudsichten? — Wozu noch? Es tam ihn eine Lust an, einmal nur in seinem Leben der Wahrheit gemäß zu schreiben: "Sehr geehrte Rull! Alles was Sie meinen Projekten entgegenhalten, ist technisch unhaltbar. Ihre Ansichten sind nichts anderes als krampfhaftes Besserwissen-